

5. Notwendige Neubewertung

Erst die Judenvernichtung der NS-Zeit hat den Kirchen ihre Schuld bewusst gemacht. Zwar sind bis auf den heutigen Tag noch nicht alle Vorurteile gegenüber den Juden abgebaut. Aber viele Christen fangen an, das Judentum besser kennenzulernen, ihre Verwandtschaft mit dem Judentum zu verstehen, die christliche Schuld gegenüber dem Judentum zu bekennen und gemeinsame Wege für die Zukunft zu suchen. Auf dem 2. Vatikanischen Konzil (1965) hat sich die Kirche zu einer Juden-erklärung durchgerungen, in der den Juden mehr Gerechtigkeit widerfährt als in früheren kirchlichen Äusserungen.

Aufgaben:

1. Was wisst ihr über das heutige christlich-jüdische Verhältnis?
– Erkundigt euch, ob es in eurer Stadt eine »Gesellschaft für christlich-jüdische Zusammenarbeit« oder ähnliche Bestrebungen gibt. Erfragt deren Ziele.
2. Denkt über euer eigenes Tun und Sprechen nach.
– Überlegt, ob ihr bislang über die Juden so gesprochen habt, dass sie sich von euren Worten verletzt oder missverstanden fühlen mussten. Welche Vorurteile habt ihr unüberlegt gebraucht?
– Was könntet ihr in Zukunft tun, um das christlich-jüdische Verhältnis zu verbessern?

10 »Botschaft des Glaubens« oder zurück zu den »bösen Juden«?

Eine erste Zitatenlese aus dem neuesten Katechismus

Von Studiendirektor Herbert Jochum, Fachleiter für katholische Religion
am Staatlichen Studienseminar Neunkirchen/Saar

Im Herbst des vergangenen Jahres erschien überraschend für viele ein neuer katholischer Katechismus auf dem Markt¹, »der die bleibende Lehre der Kirche verständlich und gewissenhaft für unsere Zeit wiedergeben« (Vorwort) will und in Schulen, Familien und Gemeinden »eine klare Orientierung des heutigen Menschen an der Botschaft des Glaubens« (Vorwort) ermöglichen möchte. Dieses verständliche, aber auch schwierige Unternehmen hat eine bislang äusserst widersprüchliche Resonanz gefunden. Der Katechismus-Kauf (100 000 Exemplare in 2. Auflage!) steht in krassem Gegensatz zur Katechismus-Schelte². (Oder hat der Eifer für die »gesunde Lehre« noch vor Erscheinen des vor dem Abschluss stehenden Katechismus im Auftrag des Deutschen Katechetenvereins durch Schenkungsakt ein *fait accompli* schaffen wollen?) Wenn man den Rezensenten Glauben schenken darf – und nach der Lektüre darf man –, dann wird dieser Katechismus – sollte er erfolgreich sein über die Auflagenhöhe hinaus – die theologische, religionspädagogische und didaktische Aufbauarbeit der letzten Jahrzehnte zunichte machen. In unserem Zusammenhang soll die Frage untersucht werden, ob »die bleibende Lehre der Kirche« auch die kirchliche Lehre über die Juden geblieben ist. Im folgenden soll der Katechismus selbst ausführlich zu Wort kommen. Deshalb soll nur wenig kommentiert werden. Die christliche Verwerfungstheologie hat bis in unsere Zeit zum Beweis ihres vom »alten Israel« übernommenen Heils-

berufes die Existenz des jüdischen Volkes nach Art »imperialistischer Geschichtsschreibung« mit dem Jahre 70 nach Chr. wahrheitswidrig zu Ende gehen lassen. Mittlerweile ist die blossе Wahrnehmung (noch nicht die religiöse Bedeutung, erst recht nicht für die religiöse Selbstdefinition des Christen) des Judentums als einer heute noch lebenden und lebendigen Religion innerhalb der Religionspädagogik selbstverständlich geworden. Nicht so im neuen Katechismus. Dort sind die Juden nach wie vor Angehörige eines früheren Volkes.

Die Juden – ein Volk der Vergangenheit

- »Bei den Juden *war* der Sabbat ein besonders geheiligter Tag. Sie *hielten* strenge Arbeitsruhe und *wandten* sich im Gebet und Gottesdienst Gott zu« (320).
- »Das Volk Israel *feierte* alljährlich einen Buss- und Bettag des ganzen Volkes, den grossen Versöhnungstag« (353).
- »Die Juden *feierten* ihr Osterfest als Gedächtnis der Befreiung aus Ägypten« (256).
- »Jerusalem *war* die Stadt Davids« (86).
- Dagegen: »Gäliläa *ist* die Heimat des Evangeliums« (86)³.

Das ist Abgrenzungstheologie mit den sparsamsten Mitteln der Grammatik. Dass die Heilsbedeutung des Judentums auf das neue Gottesvolk übergegangen ist, findet allerdings auch ausdrückliche Bestätigung.

Das enteignete Judentum

- »Sie (= die Kirche) ist das neue Israel. Im Gegensatz zum alten Gottesvolk der Juden wird man in die Kirche nicht hineingeboren, sondern man wird in die Kirche durch die Taufe aufgenommen. Wie das alte Israel seinen Kindern Anteil gab an der Erfahrung, die die Väter im Glauben mit Gott gemacht haben, so tut es auch das neue Gottesvolk« (194).
- »Im Alten Testament gab es eine reiche Kultordnung mit täglichen Gebetszeiten und Opfern, mit immer wiederkehrenden Festen und ihrer feierlichen Litur-

¹ Botschaft des Glaubens. Ein katholischer Katechismus. Im Auftrag der Bischöfe von Augsburg und Essen hrsg. von Andreas Baur und Wilhelm Plöger. Donauwörth/Essen 1978, 385 S.

² Vgl. J. Hilberath u. G. Stachel, Glaubensbotschaft als »gesunde Lehre«, in: Herder-Korrespondenz 33 (1979) 30–36; Publik-Forum Nr. 24 vom 1. 12. 1978, S. 15; Klaus P. Fischer, »Gesunde Lehre«: Hermeneutisches Prinzip der Katechese, in: Orientierung 43, Jg. Nr. 3 (1979) 36–39; W. Trutwin, Ein neuer Katechismus von gestern, in: Stimmen der Zeit Heft 3 (1979) 203–206; W. Bartholomäus, Steuerungsinstrument Katechismus, in: Imprimatur 11, Jg. 8 (1978) 261–264; J. Quadflieg, Ein Buch mit himmelschreienden Sünden: Der neue »Katholische Katechismus: Botschaft des Glaubens«, in: Imprimatur 12, Jg. 1 (1979) 16–22; H. Gumniör, Argwöhnisch wie Paulus, in: DER SPIEGEL 49 (1978) 247–249; D. Baur, Ein Katechismus für jedermann, in: Süddeutsche Zeitung Nr. 252 vom 2. 11. 1978, S. 30; [Günter Biemer, Den verborgenen Antijudaismus verlernen, in: Diakonia 10, Jg. 3 (1979) 145–148].

³ S. o. S. 38 *ibid.*, Anm. 1. Vgl. die seltene Ausnahme S. 97 und 256. Kursivauszeichnungen vom Vf.

gie. An diesen Gottesdiensten im Tempel zu Jerusalem hat auch Jesus teilgenommen. Im Neuen Bund ist aber seit Tod und Auferstehung des Herrn der alttestamentliche Kult zu seinem Ende gekommen« (253).

»Sie (= die Eucharistiefeier) ist das vollkommene Lob-, Dank-, Sühn- und Bittopfer, das alle Opfer des Alten Bundes vollendet und abgelöst hat« (229).

Und so wird auch der Hinweis auf die Osterliturgie im Sinne der enteignenden Ablösung, nicht in dem der *Zusammengehörigkeit* gelesen werden:

»Sie (die Kirche) liest die alte Erzählung vom Zug des Volkes Israel durch das Rote Meer als ein Sinnbild für unsere Taufe und für das, was den Getauften in der Nachfolge Christi geschieht« (145).

Das zur Enteignung des Judentums missbrauchte Verheissungs-Erfüllungsschema, dessen grobrastrige Zuordnung zu AT und NT die theologische Bibelforschung verbietet, macht in der folgenden Textpassage die Juden wieder zur »blinden Synagoge«:

»Jesus erfüllt die Verheissungen der Propheten. Damit wird die Geschichte des heilbringenden Handelns Gottes mit den Menschen verständlich« (101).

Das defiziente Judentum zur Zeit Jesu

Die heilsgeschichtliche Notwendigkeit der Abberufung des jüdischen Volkes von seinem grossen Amte ist in der traditionellen Katechese immer noch am wirkungsvollsten durch die Diffamierung des Jesu zeitgenössischen Judentums einsichtig gemacht worden. Je globaler der Nachweis des »dekadenten« Judentums geschah, um so überzeugender war er. In der religiösen Erziehung findet man heute allenthalben erste Versuche einer differenzierenden und verstehenden Darstellung des Judentums. Die »Botschaft des Glaubens« greift auch hier wieder auf pauschalisierende Abwertungsmodelle der Vergangenheit zurück. Die nur scheinbare Differenzierung durch beliebig variierbare Numeralia darf darüber nicht hinwegtäuschen⁴.

Einige wenige Zitate, die sich in der Optik der Autoren auf die strittigen Themen in der Auseinandersetzung Jesu mit seinen »Landsleuten« beziehen, mögen bereits auf die mangelnde Inhaltlichkeit der Aussagen hinweisen:

»Jesus musste allerdings feststellen, dass viele seiner Landsleute zwar vom lebendigen Gott sprachen, in ihrem Verhalten dagegen deutlich machten, dass ihre Vorstellung von Gott schon längst blass und unlebendig geworden war« (98).

»Jesus spricht wie die Propheten von einem guten und menschenfreundlichen Gott; auch er gerät aber dabei in Gegensatz zu Gottesvorstellungen seiner Landsleute« (99).

Die »Gottesvorstellungen seiner Landsleute« sind dann entsprechend als »Gegensatz« vorzustellen. Aber nicht nur die Gottesvorstellung ist zu kritisieren, auch die Vorstellungen vom Messias sind nicht richtig:

»Die falsche, aber im Volke weit verbreitete Vorstellung vom Messias als einem politischen Herrscher hatte Jesus von vornherein zurückgewiesen« (130).

Aber nicht nur die Andersartigkeit im Selbstverständnis des Messias traf die Juden unerwartet:

»Das Volk Israel erwartete nicht, dass der kommende Erlöser keinen irdischen Vater haben würde« (157).

⁴ Die beliebige Verwendung austauschbarer Numeralia – sie gehört zur stilistischen Eigenart der Autoren – ist eine Verlegenheitslösung. Ob es »sehr viele«, nur »viele« oder »die meisten« waren, lässt sich nicht ausmachen. Vgl. *ibid.*, etwa S. 119, 123, 130, 150, 151, 159 u. v. m.

Ähnlich werden die Reich-Gottes-Erwartungen der Juden enttäuscht:

»Vieles von dem, was Jesus über das Reich Gottes sagte, entsprach nicht den Vorstellungen seiner Zeitgenossen. Gerade mit seinen Gleichnissen versuchte er falsche Vorurteile zu korrigieren und seinen Zuhörern die wirklichen Gedanken Gottes zu erschliessen« (111).

Unter dem Zwang zur Abgrenzung von der politisch-irdischen Reich-Gottes-Vorstellung des Judentums verinnerlicht und verjenseitigt sich die als christlich vorgestellte, richtige Reich-Gottes-Idee⁵. Das Christentum definiert sich zwangsläufig falsch, wenn es sein Selbstbild am ebenfalls falsch gezeichneten Fremdbild des Judentums gewinnen will.

Dieser Mechanismus steuert auch das Universalismus-Partikularismus-Konzept, in dem sich das eigentlich Unterscheidende zwischen Christentum und Judentum für die Autoren versteckt. Das Judentum habe sich – partikularistisch – zu einer selbstgenügsamen und nach innen gekehrten Gruppe entwickelt. Es sei von egoistischem Gruppendenken als einer abzulehnenden »Eigenart menschlichen Verhaltens« geprägt gewesen:

»Selbstverständlich fand Jesus im Volk Israel ebenfalls solches Denken vor. Schlimm wird diese Denkgewohnheit, wenn Menschen auch Gott für die eigene Gemeinschaft in Anspruch nehmen... Jesus macht klar, dass Gott nicht an die Grenzen, die die Menschen ihm setzen wollen, gebunden ist. Er ist nicht Parteigänger einer Gruppe, die sich selbst für auserwählt hält. Sein Wille, Menschen zu retten, geht über alle Grenzen hinaus« (102).

Man muss das hier unterstellte Erwählungsbewusstsein wie auch das inhuman wirkende heilsegoistische Denken des Judentums als bössartige Unterstellung werten.

»Gott lässt sich von niemandem vorschreiben, dieses Heil nur einigen wenigen zuzugestehen« (103).

»Es ist für Menschen offenbar nicht leicht zu begreifen, dass Gott das Heil aller Menschen will und sein Heilswille nicht menschlichen Massstäben unterliegt. Auch die Jünger Jesu haben erst nach und nach verstanden, dass Gottes Angebot nicht bei einer auserwählten Gruppe von Menschen, auch nicht bei der Zugehörigkeit zu einem Volk halt macht« (103, vgl. 105).

»Viele im Volk Israel konnten sich nicht vorstellen, dass ihr Gott auch für die Heiden ein gnädiger und barmherziger Gott sein wollte, der die Sünde vergibt« (353).

Die Autoren geisseln das partikularistische Gemeindekonzept, führen es aber unwillentlich durch die Hintertür wieder ein:

»Denn die sich für gerecht halten, sind es nicht. Das Reich Gottes ist also für alle da, auch für die armeligsten Menschen. Es verwehrt sich jedoch denen, die stolz und mit sich selbst zufrieden sind« (117).

Hier ist nicht der Ort, auf die historische und theologische Unrichtigkeit dieser Behauptungen einzugehen. Das Judentum kennt von Anfang an die im Berufungsauftrag Jahwes mitgegebene dialektische Spannung zwischen Partikularismus und Universalismus als dem von Jahwe erwählten Teil für das Ganze. Proselytentum und das Institut der Noachidischen Gebote verbieten es eigentlich, Partikularismus als Exklusivität, als elitäre Abgeschlossenheit zu definieren.

⁵ Vgl. *ibid.*, S. 110, 112.

Wenn sich der Leser der »Botschaft des Glaubens« sein Judentumsbild nach den dortigen Behauptungen aufbaut, wird er das traditionelle Bild des religiös und menschlich degenerierten Judentums haben.

Das Neue und das Alte

Das Christentum definiert seine Identität vorwiegend über das Neue der Botschaft Jesu. Dieses Neue wird in Abgrenzung zum Alten, d. h. dem Überkommenen der jüdischen Religion, gewonnen. Deshalb korrespondieren Jesusbild und Judenbild und Christentumsbild und Judentumsbild auf eine so frappante Art miteinander. Wie aber werden diese Bilder gewonnen?

Es findet keine sachliche Auseinandersetzung statt, die eine faire Darstellung der Position und auch der Motive der Gegenseite voraussetzte. Das wundert eigentlich nicht, denn bei der Darstellung des »Neuen« der Botschaft Jesu ist bereits der Mangel an überzeugender Sachaussage überdeutlich. Letzten Endes bleibt alles wieder – wie so oft – an der (fragwürdigen) Neuerung des alle liebenden Vatersgottes hängen:

»Alle Menschen dürfen Gott Vater nennen. Dies ist die entscheidende Botschaft, die Jesus den Menschen von Gott zu sagen hat« (107, vgl. auch 179).

Eine noch fragwürdigere oder, sagen wir es ruhig, falsche Neuerung bezieht sich auf die notwendige Folgerung:

»Das Gebot der Liebe war auch zur Zeit Jesu ein »neues Gebot.« (316).

Es dürfte natürlich schwer sein, mit solch allgemeinsten Aussagen den heilsgeschichtlichen Umbruch mit der beanspruchten wie tatsächlichen Tragweite für Juden und Christen glaubwürdig zu begründen.

Um die mangelnden Sachaussagen bzw. die mangelnde Präzision zu kompensieren, suchen die Autoren Abhilfe bei der rhetorischen Beteuerung.

Das rhetorisch gesteuerte Neue

Das Neue wird zur »Unerhörte(n) Botschaft« (155), die Botschaft umgekehrt »etwas Neues und Unerhörtes« (333), »das Unerwartete« (157). Jesus handelt aus »unvergleichliche(r) Nähe zu Gott« (150), er ist der Sohn Gottes »in der Weise seines einzigartigen Verhältnisses zu Gott« (151), das Alte ist durch das Neue »unendlich überboten« (136), sein Tod ein »unerhörtes Ereignis« (122), das »vollkommene... Opfer« (136).

Diese superlativische Rhetorik wird mangels sachlicher Dignität die Botschaft nach Art schlechtgemachter Reklame inflationieren.

Beteuerungen, dass Jesus »Wichtigeres von Gott zu sagen hatte« (96) oder dass er »die Schrift neu auslegte« (96), seine Botschaft, dass »Gott anders ist« (97), dass er kam, seinen Zuhörern »die wirklichen Gedanken Gottes zu erschliessen« (111), dass mit ihm der »Anbruch einer neuen Zeit« (96) begann, solche Beteuerungen bleiben ohne näheren inhaltlichen Ausweis wirkungslos. Formalisierungen solcher Art sind eine andere Form manipulativer Indoktrination; sie verleiten zum bloss mechanischen Gebrauch, weil sie keine Möglichkeit zum Nachdenken schaffen; sie machen dialogunfähig.

Eine andere Art von Hilfskonstruktion, das Neue in andere inkommensurable Komparative des »Höher« und des »Mehr« umzuformulieren, bleiben natürlich in dieser Form ebenfalls inhaltsleer:

»Man konnte spüren, dass er (= Jesus) mehr war als sie (= die Propheten)« (93).

»Hier ist mehr als Abraham, ... mehr als Mose, ... mehr als der Tempel Israels ..., mehr als Jona ..., mehr als Salomon ...« (151).

Selbst die Bezugnahmen auf die entsprechenden neutestamentlichen Belegstellen leisten nicht mehr, abgesehen davon, dass sie in Verkennung des literarischen Genus auf die historische Ebene transponiert werden.

Der rhetorischen Beteuerung des Neuen korrespondiert die den Autoren vorschwebende Rezeption beim Jesu zeitgenössischer Zuhörer. Was nicht klar gesagt wird, wird auch nicht klar begriffen. Deshalb haben Jesu Zuhörer auch mehr gespürt, erahnt, gefühlt als erkannt.

Das sensorisch erspürte Neue

»Man konnte spüren, dass er mehr war als sie« (93).

»Die Menschen spürten den Anspruch Jesu, mit göttlicher Vollmacht zu handeln und Glauben fordern zu dürfen« (96).

»Aber die Grösse seiner Sendung und seine unvergleichliche Nähe zu Gott konnten sie im Umgang mit ihm nicht sehen, sondern nur ahnen, immer tiefer spüren und im Glauben erfassen« (150).

»Die Zeitgenossen Jesu, die seiner Predigt zuhörten und seine Heilungen miterlebten, konnten bereits ahnen, dass Jesus eine entscheidende Rolle bei der Verwirklichung der neuen Welt Gottes spielt« (112).

»Die Gesinnung Gottes war ablesbar aus all seinen Worten und Taten. Und sehr viele Menschen spürten das auch; eine ungeheure Erregung ging durch das Volk« (130).

»Es musste für solche Menschen wie ein Schock wirken, wenn aus den Worten und aus dem Tun Jesu deutlich hervorging, wie sehr er mit einem ganz und gar gegenwärtigen und lebendigen Gott rechnete« (98).

»Aber dass er anders und mehr war als ein gewöhnlicher Rabbi, war offenkundig« (150).

Und auch nach dem Tode Jesu ist die Weitergabe der Botschaft abhängig vom Spürsinn seiner Anhänger:

»Um dieses Geheimnis (Leiden Jesu) zu ertasten und zu erfüllen, konnten die Christen der alten Kirche zurückgreifen auf einen Text im Buch des Propheten Jesaja« (132).

Die Jünger erinnern sich in nachösterlicher Zeit,

»dass Jesus schon in seinem öffentlichen Wirken durch Wort und Taten spüren liess« (151), wer er war.

»Sie (die Evangelisten) waren überzeugt, dass damit schon im Erdenleben Jesu immer wieder seine Herrlichkeit aufleuchtete« (97).

Das andere ist das Falsche

Gelingt es nicht, das Spezifische der Botschaft Jesu im Aufweis des Neuen überzeugend vorzustellen, bleibt neben der affirmativen Behauptung und der rhetorischen Beteuerung, dass das Neue auch wirklich neu sei, noch die Kennzeichnung des Alten als des Falschen:

»Jesus musste häufig eine falsche Gottesvorstellung zerstören, damit der Mensch offen wurde für den wahren Gott« (97, vgl. 98).

So gibt es auch »die falschen Wege auf der Suche nach Glück« (94 f.), ein »falsches Reden von Gott« (39), »falsche, selbstgemachte Gerechtigkeit« (100). Jesus trifft auf »die falsche, aber im Volke weit verbreitete Vorstellung vom Messias als einem politischen Herrscher« (130), und da auch die Reich-Gottes-Vorstellungen falsch sind, hat Jesus eine Menge zu tun, »falsche Vorurteile zu korrigieren« (111).

Die »bösen Juden«

Die falsche Lehre, die falschen Vorstellungen, die falschen Überzeugungen führen dann eigentlich mit äusserster Konsequenz zur Diffamierung der Menschen als der Ver-

treter dieser Überzeugungen. Die religiös motivierte, aber differenzierende Überzeugung wird zum »Vorurteil«, der Andersdenkende und Andersglaubende zum »Feind«. Es wird nicht verwundert, dass die wohl am gründlichsten verkannte Gruppe der Menschheitsgeschichte, die Pharisäer (auch entgegen dem bislang über sie verfügbaren Wissen), wieder zu trauriger Berühmtheit gelangen.

»Die Pharisäer (= die Abgesonderten) waren eine religiös-nationale Partei, die die Überlieferungen der Väter, deren Kern das Gesetz des Mose war, aufs peinlichste beachten wollten. Sie betrachteten sich als die religiöse Elite. Ihre Frömmigkeit war ernst gemeint und in vielen ihrer Vertreter achtungserweckend und sympathisch, wie auch Jesus und Paulus es anerkannt haben. Aber ihre Frömmigkeit stand in der Gefahr der Selbstgerechtigkeit, und ihr Grundfehler war der Gedanke, dass Gott durch geleistete gute Werke zum wirklichen Schuldner des Menschen gemacht werden könnte. Viele von ihnen wurden aus religiösen Gründen unerbittliche Feinde Jesu. Denn Jesus verwarf das Gesetzesdenken der Pharisäer und betonte, dass man Gott nicht durch bloss äussere Werke dienen kann. Vielmehr müssen die guten Werke und Taten aus einer inneren Haltung kommen, die sich an der Liebe Gottes orientiert« (87).

Der anfängliche Versuch durch Jesus- und Paulus-Logien abgenötigter freundlicher Charakterisierung verliert sich sofort, wenn die Pharisäer in der Auseinandersetzung mit Jesus auftreten. In ihren Reaktionen und Verhaltensweisen schwinden die religiösen Motive, sie resultieren in zunehmender Weise aus defizientem Menschentum:

Die Pharisäer

»verübelten ihm seine Haltung gegenüber den Sabbatgeboten und anderen Kultgesetzen« (91).

Dass er Zöllner und Sünder in seine Gemeinschaft aufnahm, »verübelten ihm die Pharisäer und die Schriftgelehrten« (354).

Und schliesslich bricht die offene »Feindseligkeit« (150) aus, letztlich regiert »abgrundtiefer Hass« (131) das Verhalten seiner »unerbittlichen Feinde« (87), die den Tod Jesu betreiben:

»Sie ertrugen es nicht, dass er am Sabbat heilte und seine Jünger am Sabbat Ähren sammeln und Getreidekörner essen liess. Sie hielten es für ein Werk der Frömmigkeit, Jesus zu beseitigen, weil sie nicht glauben wollten, dass die Freiheit Jesu gegenüber ihren Anschauungen aus seiner Einheit mit Gott stammte...« (123)⁶.

Deshalb

»wollte (man) ihn zum Tode verurteilen und suchte nach einer Begründung dafür, fand aber keine trotz vieler Aussagen gegen ihn« (123).

So kann der Schüler in anderen Zusammenhängen lernen: »Selbst Menschen, die allgemein als Sünder und Verbrecher gelten, haben mehr Aussicht, vor Gott als gut zu gelten, als Hochmütige, die sich selbst für fehlerlos halten... Einigen, die von ihrer eigenen Gerechtigkeit überzeugt waren und die anderen verachteten, erzählte Jesus dieses Beispiel« (Pharisäer und Zöllner, 100).

Und für sein »Leben« weiss der Schüler:

»Von einem pharisäischen Gewissen spricht man, wenn einer kleine Pflichten genau nimmt und grosse vernachlässigt« (313).

⁶ Welches Bild vom Juden und seinem Glauben wird hier suggeriert: inhuman, pedantisch und schnell mit Todeswünschen bei der Hand.

Und so ist nicht zu erwarten, dass der todbringende Konflikt in religiösen Kategorien ausgetragen wird, obwohl sie gelegentlich verbal beschworen werden. Für den Leser überzeugender wirkt der Austrag auf der menschlichen Ebene. Die Theologie räumt der Psychologie das Feld. Die Sadduzäer »fürchteten um den Rest ihrer Macht« (123). Aus diesen ganz »praktischen, politischen Gründen... beschlossen sie, ihn zu töten« (123). Und die Pharisäer scheitern schliesslich an der Humanität Jesu: »Jesus hat die Barmherzigkeit Gottes in seinem Leben verwirklicht, und nichts hat ihm so viele Anfeindungen eingetragen« (105). In den Reflexionen der Autoren über den Sinn des Leidens Jesu wird schliesslich der alles entscheidende Beweggrund genannt:

»nur ein abgrundtiefer Hass kann es verursachen« (131).

Dieser »abgrundtiefe Hass« befähigte die Verantwortlichen zu bössartigen utilitaristischen Berechnungen:

»Die das Leiden Jesu verursacht haben – Judas, Kajafas, Pilatus –, haben davon nichts gewonnen. Es hat sich für sie nicht gelohnt; Judas verzweifelte; Kajafas konnte nicht verhindern, dass nach wenigen Jahrzehnten der jüdische Staat unterging und die Stadt Jerusalem von den Römern zerstört wurde; Pilatus hatte keinen bleibenden Vorteil davon, dass er den Juden nachgegeben hatte; er wurde später abgesetzt« (130).

Die erhabene Wirkung des Leidens Jesu korrespondiert mit menschlicher Niedertracht. Damit hat der Konflikt eine überzeugende konkrete und einsehbare Einfachheit erhalten. Die komplexe Wirklichkeit wird reduziert auf klare, unverwechselbare Positionen, auf einlinige Beziehungsmuster, monokausale Entwicklungen. Die Welt, die Geschichte, das Denken und Handeln der Menschen, alles lässt sich auf eine klar unterscheidbare letztgültige Dichotomie beziehen. So verläuft dieser neue Katechismus in vielen Problemfeldern entlang den Koordinaten »richtig-falsch«, »Wahrheit-Lüge«, »Freunde-Feinde«. Und so kulminiert der Konflikt Jesu letztlich in der Dichotomie »Liebe aus Gott« (131) und »abgrundtiefem Hass« (131) bzw. »menschlicher Bosheit« (132) oder der Dichotomie Glaube-Unglaube, die sich als »wacher Glauben« und »Dunkel des Unglaubens« bereits auf der Titelseite des Katechismus programmatisch ankündigt.

Dieses heilsgeschichtliche Bauprinzip ist auch Konstruktionsprinzip dieser Welt, wie sie sich stufenförmig aus kleinsten Einheiten aufbaut, für jedermann ohne weiteres überschaubar und nachvollziehbar:

»So verachteten die Pharisäer fast alle anderen Menschen, die nicht Pharisäer waren; aber alle Israeliten verachteten ihrerseits die Samariter, obwohl dieses Nachbarvolk ebenfalls an Jahwe, den Gott Israels, glaubte. Israeliten und Samariter verachteten gleichermassen die Römer« (102).

Holocaust

Der Holocaust kommt in Büchern zum Religionsunterricht mit wenigen Ausnahmen nur am Rande und nur indirekt vor. Die Darstellung ist defensiv, erweckt entweder den Eindruck umfassender kirchlicher Hilfe gegenüber den verfolgten Juden oder reagiert emotional auf den Vorwurf, versagt zu haben. Wie der neue Katechismus die jüngste Vergangenheit für die Christen »bewältigt«, mag zum Schluss an zwei Textbeispielen deutlich werden:

»Nach dem verlorenen Ersten Weltkrieg und dem Ende des Kaiserreiches bekämpften viele Katholiken den heraufkommenden Nationalsozialismus. Als Hitler 1933 zur Macht kam, täuschte er mit dem Ab-

schluss des Reichskonkordats vor, er werde das Wirken der Kirche respektieren. Aber der Friede war trügerisch; bald brach eine Hetze gegen Kirchen, Klerus und Klöster aus; neben Juden und Kommunisten wurden auch viele Christen in die Konzentrationslager eingesperrt; viele wurden ermordet. In den Jahren von 1933–1945 hat die Kirche in Deutschland nicht wenige Märtyrer und grosse Bekenner aufzuweisen, die es wagten, der grossen eingeschüchterten Mehrheit ein unerschrockenes Beispiel des Glaubensmutes zu geben. In dieser Zeit entstand in unserem Vaterland auch eine neue Gemeinsamkeit zwischen katholischen und evangelischen Christen, die gleichermassen verfolgt wurden.

So haben die Generationen vor uns den Glauben unter vielen Opfern bewahrt und uns überliefert« (193).

Das wird man wohl Geschichtsklitterung nennen dürfen. Der Nationalsozialismus brachte also eine grosse Christenverfolgung mit sich. Und da gibt es Christen, die der Überzeugung sind, das Bekenntnis zu Gott, dem Vater Jesu Christi, sei in diesem Jahrhundert von Millionen in Auschwitz und anderswo ermordeter Juden abgelegt worden. Eine neuartige, sublime Form der Enteignung auf der einen Seite, auf der anderen der stolze Anspruch der Institution Kirche auf den Bekennermut von Christen. Kirchengeschichtsschreibung solcher Art muss die Schuldfrage fremd bleiben. Christen vermögen vielmehr mit »all den Greueln, die die Menschen in ihrer Geschichte begangen haben« (364), ihre eigenen früheren zu entschuldigen:

»Christen bleiben immer Kinder ihrer Zeit; auch sie laufen den Denkmöden, Vorurteilen und Illusionen ihrer Zeit nach. Sie können in Gefahr geraten, dem Aberglauben nachzugeben – wie es jahrhundertlang im Mittelalter mit dem Hexenwahn geschah. Sie können durch starke Anlehnung an die staatliche Gewalt andere Menschen unterdrücken und ihnen Unrecht tun – wie es in der mittelalterlichen Inquisition geschah, in der auch Folter und Scheiterhaufen eingesetzt wurden. Freilich haben wir kein Recht, uns darüber selbstgerecht zu entrüsten; denn im 20. Jahrhundert ist durch Rassenwahn und Terror, durch blutige Diktatur, die auch Massenvernichtungslager nicht scheute, weit grösseres Unheil angerichtet wor-

den. Die Christen stehen heute besonders in der Gefahr, sich zu unkritisch den durch die Massenmedien verbreiteten Meinungen – z. B. über den Fortschritt auf allen Gebieten, über die Befreiung des Menschen auch durch Gewalt und Revolution – anzuschliessen« (202).

Zusammenfassung

Die Darstellung des Judentums insgesamt ist gekennzeichnet von fundamentaler Unwissenheit (z. B. Talmud als Jesus-Quelle, S. 89), von regelrechten Dummheiten (die Reich-Gottes-Botschaft Jesu wird mit der »hoffnungslosen Vorstellung« des jüdischen Scheol verglichen, S. 114!), von intellektueller Unredlichkeit (gute Werke sind bei den Pharisäern disqualifizierbare »Leistungen«, bei den Christen »menschliche Bemühungen«, S. 111) und erheblicher theologischer Unklarheit (vgl. Jesu Stellung zum Gesetz! Hier finden sich alle – auch sich gegenseitig ausschliessende – Variationen der Theologiegeschichte nebeneinander, vgl. etwa S. 86, 93, 123, 167, 317 u. a.).

Alles zusammen ergibt sich wieder ein Bild vom »bösen Juden«, wie es in Deutschland nicht mehr aufkommen darf. Die Kirche hat in den Dokumenten »Nostra aetate« und den entsprechenden »Richtlinien«⁷ neue Wege aufgezeigt. Die Synode der deutschen Bischöfe hat sich in der Erklärung »Unsere Hoffnung«⁸ für ein neues Verhältnis zur Glaubensgeschichte des jüdischen Volkes⁹ ausgesprochen.

So darf ein Katechismus nach Auschwitz, nach dem II. Vatikanischen Konzil und Verlautbarungen der deutschen Bischöfe nicht mehr über Juden reden. »Nach Auschwitz darf es eigentlich keinen subjekt- und situationslosen theologischen »Tiefsinn« mehr geben. Er wäre die eigentliche theologische Oberflächlichkeit! Mit Auschwitz ist das Zeitalter der subjekt- und situationslosen theologischen Systeme endgültig abgelaufen.«¹⁰ Dieser Katholische Katechismus wird polarisieren und spalten. Er sollte zurückgenommen werden.¹⁰

⁷ Richtlinien und Hinweise für die Durchführung der Konzilserklärung »Nostra aetate«, Art. 4, in: Herder-Korrespondenz 29. Jg. 2 (1975) 65–68 sowie FrRu XXVI/1974, S. 3.

⁸ ibid. XXVII/1975, S. 5 (Anm. d. Red. d. FrRu).

⁹ J. B. Metz, Ökumene nach Auschwitz – Zum Verhältnis von Juden und Christen in Deutschland, s. o. S. 7 ff.; u. S. 184.

¹⁰ Wir möchten hoffen, dass weitere Ausgaben den kirchlichen Verlautbarungen seit dem Konzil entsprechen (Anm. d. Red. d. FrRu).

11 Judentum und Holocaust im Unterricht

I Französische Bischofskommission für die Beziehungen zum Judentum: Religionsunterricht und Holocaust*

Die Sitzung der Kommission der Französischen Bischöfe für die Beziehungen zum Judentum vom 5. März 1979 untersuchte das Lehren über das Judentum im heutigen Religionsunterricht und insbesondere in bezug auf die Behandlung des Versuchs zur Ausrottung des jüdischen Volkes im Verlauf des Zweiten Weltkrieges.

Das Komitee erwog, dass die moralische Krise, die diese ausserordentlich ernststen Tatsachen verursachen, möglicherweise im allgemeinen nicht genügend analysiert worden sind, so dass diese Ereignisse wahrscheinlich als

der »Banalität des Bösen« angerechnet werden müssen. Das Komitee erinnert an die Pflicht jedes Christen, das Wiederaufleben des Antisemitismus ernst zu nehmen und im Namen des Glaubens dagegen zu kämpfen.

Unter Bezugnahme auf den Beitrag »Zurück zu den Wurzeln des Antisemitismus« von Msgr. Etchegaray (s. o. S. 15 f.) spricht das Komitee den Wunsch aus, dass dieser Beitrag allen Bischöfen in Frankreich zugesandt werde und dass er allen Christen als Grundlage für Denkanstösse in diesem Anliegen dienen möge.

(In »Documentation catholique«, 15. 4. 1979)

* Aus dem Französischen übersetzt (D. Red. d. FrRu).